

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

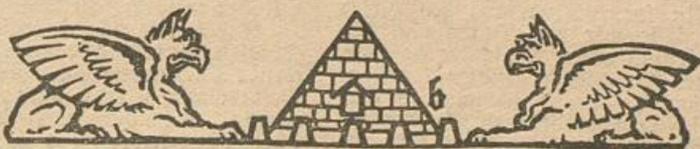
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

7.5.1933 (No. 19)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 10



7. Mai 1933

Aus Professor Albert Langs Erinnerungen

II. (Schluß)

Von den Männern, die damals dem München der Maler die Hauptanziehungskraft verliehen, stand St. v. Piloty (1828—86) mit einem Schwarm von Schülern, meistens Ausländern, im Zenith seiner Wirksamkeit, verehrt von allen Kunsthändlern, welche mit geringschätzung auf die Leistungen aus unserm Kreis blickten. Der Spieß hat sich freilich im Lauf der Jahre umgedreht, man denke nur an die Summen, welche durch den Umsatz der Bilder von Leibl, Thoma, Trübner usw. später und jetzt noch erreicht wurden und noch werden. Die öffentlichen Sammlungen hätten es damals sehr leicht gehabt, die Perlen der neueren deutschen Malerei mit geringem Aufwand zu erwerben, zu eigener, sowie der Künstler Ehre und Vorteil, statt sie verspätet aus der so und sovieltsten Hand gegen gewaltige Summen anzuschaffen, wodurch dann die heranwachsende Generation abermals benachteiligt wurde. Es scheint eben doch auch für Museumsdirektoren nicht immer leicht zu sein, das Gute zu erkennen, so lange es noch nicht abgetempelt ist.

W. v. Kaulbach (1804—1874) zeichnete gerade an einem Karton zu einem „Nero“ und zwar die Hand des Titelhelden nach einem weiblichen Modell, als wir eines Tages, bald nach meiner Ankunft in München, zu dreien recht löblich in sein Atelier hineintrumpelten, in der Meinung, zunächst in einen Vorraum einzutreten. Nach den ersten, etwas unwirksamen Worten seinerseits und einer verlegenen Entschuldigung unsererseits, zeigte er uns ein riesartiges Bild von Mozart „Moderne Amoretten“, höchstschöne Wesen, welches er als die höchste Farbenpoesie des Jahrhunderts bezeichnete. Der originalste Vertreter einer ausstehenden Kunstrichtung, Schwind, wurde schon im Februar desselben Jahres begraben, so daß ich ihn mit Wissen nie gesehen haben, doch allerlei von seinen launigen Ausprüchen habe berichten hören. So erzählte Trübner, der schon früher nach München gekommen war, daß er ihn besuchte und eine Anzahl gezeichneter Bild-Skizzen zur Beurteilung vorlegte, welche ja entsprechend dem jugendlichen Alter des Kunstjüngers mild genug ausfiel. Als Schwind einen Entwurf zum Erlkönig in die Hand genommen und ihn kritisch gemustert hatte, meinte er: „Ich bin froh, daß Sie auch keine Pferde machen können, ich selbst kann es auch nicht.“ — Wie Trübner später diesem Manne abgeholfen hat, zeigen seine Arbeiten, auch wurde mancher dieser kleinen Jugendentwürfe später zum lebensgroßen Bild ausgestaltet.

Von allergrößter Bedeutung für mich aber war die in diesem Jahr stattfindende Uebersiedlung A. Böcklins (1827—1901) nach München, vom Publikum kaum gekannt, von einem kleinen Künstlerkreis hoch verehrt und bewundert.

Ich suchte den schon seit meinem ersten Besuch Münchens hochverehrten Meister auf und gab ihm wohl mit etwas jugendlichem Ueberchwang meine Begeisterung zu erkennen, was er mit einem freundlichen Gleichmut über sich ergehen ließ. Auch diese Begegnung führte zu einem dauernden Verhältnis, aus welchem mir reichlich Anregung und Freude erwuchs. Er erlaubte meinen öfteren Besuch und ich sah schon damals eine Reihe seiner phantastischen Werke entstehen, darunter den Basler Centaurenkampf auf dem Schneefeld.

Bei meinem ersten Besuch stand das Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod auf der Staffelei in der geräumigen Werkstätt, welche nichts von dem üblichen Münchener Atelierrampus von

Waffen, Antiquitäten, Palmen usw. zeigte, selbst keine Studien oder angefangenen Bilder an den Wänden. Um so mehr fesselte das merkwürdige Bild des aufmerksam auf den grinsenden Fiedler lauschenden Künstlers, und die sachlich klare Art, wie dieser Künstler über die Mittel der Darstellung sprach, a. B. die so außerordentlich frappante Wiedergabe des Stofflichen durch Gegenätze von hart und weich und Ähnliches für sehr stellungsfähig erklärte. Ueber den Bildgedanken und wie er darauf gekommen sei, sprach er kein Wort, um so lieber über technische Fragen, doch betonte er wiederholt, man könne nur Erlebtes wiedergeben. Wie er das verstanden wissen wollte, zeigen seine Bilder aufs Deutlichste. — Als ich bei einem späteren Besuch die „Pietà“ bei ihm sah, äußerte er sich eingehend über die Gesetze der Farbentheorie, insbesondere über die geforderten Farben, die physikalischen Spectra. Der untere Teil des Bildes, auf welchem die in einem Blaugrünen (grünblauen) Mantel gehüllte Gottesmutter sich über den grünlichen Leichnam des Sohnes wirt, steht in seiner dämmerigen, schattenhaft bläulichen Tonnung in direktem Kontrast zu der in den sogenannten warmen Farben von Gelb durch Orange bis Purpur spielenden Glorie des oberen Teils. Daran knüpfte er allerlei Erörterungen und erzählte von den Versuchen, die er, anlehnd an die Goethe'sche Farbentheorie, mit dem Hervorrufen solcher geforderter Farben auf der Retina, gemacht habe, was mich natürlich reizte, dergleichen Versuche selbst anzustellen.

Einmal fand ich in seinem Atelier, ich glaube es war in dem Haus des Malers Otto v. Faber du Faur (1828—1901) in der Arcisstraße, ein großes, mit weißem Papier bepanntes Reißbrett aufgestellt, darauf kreuz und quer viele Linien gezogen waren. Es waren die Versuche — vielleicht seine ersten? — zur Konstruktion eines Gleitflugzeuges nach den Gesetzen des Vogelfluges. Er setzte mir mit großer Lebhaftigkeit seine Ideen über dieses Problem auseinander, betonte auch, daß die Männer der Wissenschaft eine Lösung auf dem von ihm eingeschlagenen Weg für durchaus Erfolge versprechend erklärten. Als leichtes Material für das Gestell dachte er an japanisches Rohr. Auf der Staffelei stand damals ein kleineres, farbenreiches Bild, vielleicht ein römisches Volksfest, dessen ich mich nur undeutlich erinnere, bloß ein spaiques Niarthen, ein als Amor verkleideter Junge mit sichtbar angehefteten Flügeln ist mir deutlicher im Gedächtnis hängen geblieben. Am nämlichen Raum waren an der Stirnwand die Anfänge einer Wandmalerei, ein Blick durch drei Rundbögen, zu sehen, doch war nur an der linken Seite ein Anfang mit Farben gemacht. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum ersten und einzigen Mal eine Studie als Behelf aufkleben, ein mit Bleistift gezeichnetes, äußerst genau bis in die Reflexe der Blätter hinein durchgeführtes Lorbeerbusch. Bei meinen zahllosen späteren Besuchen im Lauf der Jahre sah ich dergleichen nie mehr, höchstens gelegentlich auf einem Stückchen Papier die flüchtig angedeutete Idee zu einem Bild. Sein Gedächtnis für Form und Farbe grenzte ja aus Wunderbare, so daß es ihm nie fehlen konnte, den Gehalten seiner stets schöpferischen Phantasie bis in die letzten Einzelheiten Realität zu verleihen; diese so hochentwickelte Gabe, das Gesehene festhalten und zu beliebigem Gebrauch vor dem inneren Gesicht wieder erkennen lassen zu können, versteht, wer Böcklin in das ruhige, im Schatten der mächtigen Auaenknospe helle Forscherauge geblickt hat, welches das Wesen aller Dinge

in das Innerste zu durchdringen schien. Er hielt diese phänomenale Gabe, ausschließlich aus der Vorstellung zu schaffen, für gar nichts Außergewöhnliches, sondern durch Uebung für Jeden erreichbar, und munterte seine Schüler auf, sich zunächst die generellen Merkmale der Dinge einzuprägen und dann schrittweise weiter auf Einzelheiten einzugehen. Beispiel: Das Weibchen ist „in sich gebüdt“ usw. — Es wurde ihm damals der Vorwurf von manchem Künstler gemacht, daß er seine klassischen Stoffe allzu realistisch behandle!

Was es mit den Meinungen der Künstler sowohl, wie der Kritiker und gar des großen Publikums überhaupt auf sich hat, wenn sie plötzlich vor einem ungeahnten Neuen stehen, vor etwas, das sie für unmöglich gehalten haben, was also eigentlich gar nicht existieren dürfte, das haben wir ja oft genug erlebt, ich brauche wohl keine Namen zu nennen. Es wird von den Kunstbonges fast wie eine Beleidigung empfunden, wenn ein Künstler sein Bestes, seine Persönlichkeit auf geradem Wea durchzusetzen sucht, da sie ja, je stärker sie ist, allen hergebrachten Meinungen und Anschauungen um so entschiedener zuwiderläuft. Doch muß zu Ehren der Künstlererschaft gesagt werden, daß zu Anfang der 70er Jahre schon viele das Außerordentliche an Böcklin erkannten und hochschätzten. Die Kritik verhielt sich dagegen meist ablehnend, ja öfters gehässig. Ein gewisser Herr K., eine besonders aufgeschwollene Kröte, nannte Böcklin farbenblind und wo dieses nicht ausreichte, verrückt. Dabei fällt mir ein Scherz ein, den sich J. B. der Kladderadatsch aus Anlaß einer Broschüre des Dr. Buchmann, worin Richard Wagner für geistig abnormal erklärt wurde, geleistet hat. Er sagte nämlich: Dr. Buchmann ist verrückt geworden und hat eine Broschüre über Richard Wagner geschrieben. — Abnormal sind freilich vom Standpunkt des Alltagsmenschen alle so weit über den Durchschnitt hervorragenden Geister, aber vielleicht sind es erst recht die normalen, die zu annähernder Vollendung gekommenen Exemplare der Species „Homo sapiens“, der Wissende, der ein Geheimnis zu offenbaren hat.

Sonntag morgens war Böcklin öfters in der Alten Pinakothek zu finden, dem einzigen Ort in München, wo, wie er sagte, man keine Maler antreffe. Und in der Tat herrschte in den hohen, feierlichen Sälen sowie in den Kabinetten gewöhnlich eine heilige Stille.

Sein Interesse galt hauptsächlich den altdeutschen und plämi- schen Meistern, deren Farbenglanz und Technik ihn mächtig an- zog und zur Erforschung ihres Verfahrens sowie ihrer Farben- kompositionsweise immer von neuem reizte. —

Nach Verluß des Winters löste sich unsere Ateliergemeinschaft auf, nachdem Schuch zuerst ein eigenes Atelier in der benach- barten Goethestraße gemietet hatte. Es lag eine arbeitsame Zeit hinter uns, wenn ich auch manchen Nachmittags meinen Studien- kopf im Stich ließ, um auf dem Kleinbesselföhrer See Schlittschuh zu laufen, manchmal beim Mondenschein bis in die Nacht hinein, so lange eben die Beine noch den Dienst taten. Von den Arbeiten dieses Winters ist nichts in meiner Hand geblieben als die zwei oben erwähnten Stilleben und die lebensgroße Skizze eines lachenden jungen Mannes mit Bierkrug, welche in knapp zwei Stunden nach einem mich besuchenden Schulfreund entstand. Bei meiner geringen Sorgfalt für meine Produkte, besonders in den jüngern Jahren, da man sich schmeichelt, dieselben einmal weit zu übertreffen, und die natürliche Frische der juvenilen Arbeit unterschätzt, ist mir nur Weniges aus jener Zeit übrig geblieben. Dazu kamen die mehrfachen Umzüge und Ortswechsel, wobei ich die Sachen meistens zurückließ. So haben sie sich in alle Winde zerstreut; doch sind in den letzten Jahren einige davon auf ganz geheimnisvolle Art aus dem Dunkel der Verassenheit wie- der aufgetaucht und haben den glücklichen Findern sehr erhebliche Vorteile gebracht.

Seit Schuch sein eigenes Atelier bezogen hatte, haben wir uns feltener, er schloß sich näher an Trübner an und reiste öfters. So fuhr er, als er meines Wissens das einzige Mal in seinem Leben ein Bild ausgestellt und auch verkauft hatte, mit dem Erlös nach Paris, wo er sich's so gut gehen ließ, daß er erklärte: Noch einen solchen Sieg, und ich bin ruiniert! Im Herbst dieses Jahres fuhr er wieder mit Trübner nach Italien, ich selbst aina meine Wege und so verlor sich ein freundschaftliches Verhältnis im Sand, welches so frisch und offen begonnen, sich während der ganzen italienischen Reise unter allen Umständen derart bewährt hatte, daß ich mich keiner Verstimmung, keines Verdrußes sowohl damals wie später erinnern kann, was zwischen zwei lebhaften jungen Leuten schon etwas sagen will. Schuch hatte in jenen Jahren seinen Weg noch nicht gefunden und hielt sich, bis er nach Benedig 1876 überfiedelte, zu Trübner, dessen Einflüsse dann, verbunden mit seiner eigenen Delikatesse, in einer Anzahl von Arbeiten zu spüren ist. Später in seinem beliebten Paris, da er hauptsächlich Stilleben malte, entsagte er der dunkeltonigen Har- monie durch Schwarz, indem er für die Tiefen, wie dort schon üblich, Krapplad und dunkles Blau verwandte, ohne jedoch dem widerwärtigen, verlogenen, violetten Schalten zu fröhnen, son- dern zur Erzielung einer üppigen Farbenwirkung voller Cast bei immer flüchtiger werdender Pinselführung und Ausfüllung der Form.

Den Sommer 1872 brachte ich bei den Meinen in Gernsbach im Muratal zu, wo mein Vater ein kleines Landgut erworben hatte, dessen Wiesen sich bis zu der rasch vorüberziehenden Mura hinab erstreckten, wo ich oftmals mit Bergkrieken die Klüften aus dem holzreichen Muratal über eine kleine Stromschnelle eilig hinabaleiten und zu Tal fahren sah. Es war mir so wohl in

diesem gesegneten Stücklein Erde mit seinen arünen üppigen Sägen, seinen blumigen Wiesen und seinen ersten Wäldern, die mir schon aus meiner Kinderzeit her vertraut waren, da ich mit meiner Mutter gar manchmal die Ferienzeit dort hatte ver- bringen dürfen. Auf die Kirchbäume stiegen und zahllose Wei- ßfische zu fangen, die dann besonders für mich abgeden wurden, das waren damals meine Hauptfreuden. Jetzt lockte mich anderes auch wollte ich zeigen, daß ich am Ende doch auf dem Wea jet etwas Rechtes zu werden. Ich arbeitete fleißig, lief aber nicht lang herum, Motive zu suchen, sondern setzte mich fast unmittelbar vor's Haus und malte meine Mutter mit den zwei kleinen Enkelinnen in einer grünen Landschaft, dann eine Rosenbe- (steht im Stadel'schen Museum), zwei Feldblumenstränke, in München verkauft und verschollen, und machte sonst allerlei Bei- juche und Kleinigkeiten. Die größte Freude hatten die Kinder daran, daß man auf einer flachen Weinwand die Täuschung her- vorrufen könne, als ob es „hinein“ gehe.

Im Spätsommer packte ich meine Liebesgaben und fuhr zu Trübner nach Heidelberg. Wir freuten uns zusammen unserer jungen Lebens, badeten, malten auch fleißig Studienköpfe, ich war eine Geigenpielerin mit einigen Zuhörern in einem Kneipraum an, aber es ist von diesen Dingen (d. h. von den Meinen) nicht mehr vorhanden; wahrscheinlich ließ ich sie zurück, als wir im Oktober wieder nach München fuhren.

Die in Gernsbach entstandenen oder aus den dort gemachten Studien hervorgegangenen Arbeiten stellte ich nachher im Mün- chener Kunstverein aus, und sie trugen mir in einigen öffentlichen Besprechungen eine gute Note ein, was mir natürlich Freude machte, besonders weil ich sie meinem Vater zur Verhöhnung überbringen konnte, der sie dann, wie ich später erfuhr, nicht ohne wenig Stolz seinen Freunden zeigte.

Da nun Trübner mit Schuch verabredet hatte, sich in Vene- dia zu treffen, und die beiden dann bis zum Frühjahr 1873 in Italien blieben, war ich auf mich allein angewiesen und suchte mir fand ein kleines Atelier bei dem Schüler und Freund Böcklin's Franz Augler, einem lebenswerten, feingebildeten Mann, der durch schweres körperliches Leiden arbeitsunfähig geworden war und mir deshalb sein Atelier abtrat. Es war wohl in der Luisen- straße. Dort arbeitete ich einiges mit Heinrich zusammen und dieser sah mir damals zu dem lachenden Weintrinker mit Tod um Affe (Bildergalerie Karlsruhe). An den Wänden standen allerlei angefangene Sachen herum, darunter entdeckte ich eines Tages einen unzweifelhaften Böcklin, wohl die erste Kaffina von „Per- erschreckt einen Hirsch“, kleiner und süßerner im Ton, ohne die warme Lasur des Bildes bei Schuch. Nachher geriet ich in ein Atelierhaus, in welchem auch Thoma und Steinhausen ihren Sa- hatten. Wir kamen dadurch öfter zusammen und im Frühjahr 1873 unternahmten wir eine Wanderung ins Martal: es war die Zeit der frisch gepflügten braunen Scholle, der blühenden Schlüsselblumen und der knospenden Bäume, und ich war hoffnungsfreudig wie die Natur um mich herum. In Bayerns brunn übernachteten wir in einem archen Zimmer des Ge- geschlosses mit drei Betten in den Ecken, allerdings nicht so un- stör, wie wir in dieser ländlichen Gegend erwartet hatten. Es war Mondenschein und der große Hofhund laate mit aufgeregter Gebelle ums Haus herum, so daß Steinhausen, dessen Bett nach bei einer der tiefen Fensternischen stand, im Nachtschlaf auf die Leibung stieg, wo sich seine Umrisse malerisch gegen das von Mond erleuchtete Fenster abhoben, und die Beine zur Ruhe er- mahnte, allerdings mit wenig Erlösa. Doch alles nimmt ein Ende, sogar das Hundegebell, und der Friede senkte sich auf uns hernieder. Aber gerade im tiefsten Frieden hört man oft jene Nebenmenschen durch ein so bekanntes wie unbeliebtes Geräusch so rief denn auch Steinhausen, der wohl den leichtesten Schlaf von uns hatte, ärgerlich: „Nicht schnarchen!“, auch ohne Erlösa. Trep- dem zogen wir des andern Morgens wohltaemnt weiter, der in der Ferne düftig erglänzenden Alpenkette enttauen, haben wir viel Schönes und kamen zuletzt über den Starnberger See wieder nach Hause. Von den Arbeiten dieses Frühjahres erinere ich mich einer durch unsern Ausflug angeregten Landschaft und einer Erlösastränkens auf enziaublauem Grund, beide für mich ver- schwunden; vorhanden ist nur ein Mädchen mit Schnee- und Strauß, der Kopf jedoch in der ersten Anlage stehen geblieben. Auf eines sommerlichen Ausfluges erinnere ich mich noch, den ich ein- mal mit Thoma und noch einem oder zwei andern auten Gesellen an den Weßlinger See machte. Es war ein drückend heißer Tag und als wir uns von Weßling nach der nächsten Bahnhöfen an den Weg machten, stieg im Süden eine drohende schwarze Wolle wand auf. Wir hofften, die Station noch zu erreichen, doch in Umsehen hatte sich der ganze Himmel mit einer bleiaranen Decke überzogen, über die einige hellere Wolfenstreifen hertrieb wurden. Wir zogen eben über eine kahle Anhöhe, als das Un- losbrach. Links am Waldrand ein Blitz mit gleichzeitiger Knatter dem Donner, und nun folgte Schlag auf Schlag und der Regen floss in Strömen. Wir gingen einer hinter dem andern in ab gemessener Entfernung, ohne ein Wort zu sprechen. „Nicht!“, das Toben nach, wenn auch der heftige Guss fortduerte, so unsere Stiefel gänzlich aufweichte.

Später erzählte Thoma in seiner schalkhaften Weise, daß ich bei unserem lauslosen Marsch über jene Anhöhe sich bei dem danken beruhigt habe, daß ich ja der Gröbte sei, also schlimm- Falles als Blizableiter dienen könne. Der Sommer lockte mich wie gewöhnlich, als ich daher von Heinrich im Namen seiner Eltern eine Einladung erhielt, nach Kijingen zu kommen; so ließ ich mich nicht lange bitten, wurde auch in dem nächsten, wo

bestellten Haus aufs herzlichste aufgenommen und malte einige Gäste des Hauses, darunter ein hübsches, schnippsches adliges Dämchen, ferner der liebenswürdigen Vorsteherin des Hauses wieweil eine kleine Landschaftsstudie mit Nixenpudd, Mitgenommen habe ich von diesen Sachen nichts als eine mißlungene Kopfstudie eines älteren Herrn, als wir nach Heinrichs Vorschlag, nachdem wir uns gewiß 2-3 Wochen in seiner Heimat und bei seinen Verwandten in Schweinfurt herumgetrieben hatten, nach der mir gänzlich unbekanntem Rhön fuhren.

Er hatte besonders ein ganz abgelegenes Rhöndorf, wohnin auch Düsseldorf zu kommen pflegten, namhaft gemacht: Kleinfassen. Hauptächlich, daß es so abgelegen sei, reizte mich, dazu in „der rauhen Rhön“, das versprach Eigenart. Zudem war es auch, weitab von der Bahn liegend, schwer zu erreichen, so daß wir zur schönsten Art zu reisen beinahe gezwungen waren, nämlich in einem bequemen Wagen mit 2 Pferden. So fuhren wir denn eines schönen Tages, Ende Juli oder Anfang August ab. Es ging über Felder und durch Wälder, durch langgezogene Dörfer, bergauf, bergab, bis wir endlich gegen Abend in Kleinfassen ankamen. Wir wurden von dem weißbärtigen Wirt, Herrn Schmidt, welcher mit seiner Frau und seinen hübschen Töchtern die Wirtschaft führte, aufs freundlichste empfangen und nach des Orts Gelegenheit untergebracht, aber wegen unserer hier allzu vornehm wirkenden Art zu reisen anfangs fast mit ein wenig Schen betrachtet, die sich aber natürlich bald verlor. Wir waren mit tüchtigen Koffern angekommen und für einen längeren Aufenthalt wohl vorbereitet, zu welchem auch die Ursprünglichkeit der schönen Landschaft sowie die behagliche Lebensweise im Hause Anlaß genug gab.

Zunächst galt es also, sich mit der näheren Umgegend nach allen Seiten hin bekannt zu machen, wobei die gefälligen Töchter gute Führerdienste leisteten, von denen Sophie, das „Rhönroschen“ genannt, sowie ihr schwarzer Pudel mit Stummelschwanz mir besonders wohl gefinnt waren. Dieses hochintelligente Tier beleitete mich in der Folge gewöhnlich an meine Studienplätze und ließ mir Niemanden zu nahe kommen. Die Ausbeute dieses Spätsommers war besonders ergiebig und die meisten Arbeiten von größerem Format. Einiges davon konnte ich der Großherzoglichen Bildergalerie in Karlsruhe stiften, das Meiste ist später in Privatbesitz oder den Kunsthandel gelangt. Doch war die wichtigste Ausbeute nicht die, welche ich schwarz auf weiß oder farblich davontragen konnte, sondern die innere Bereicherung und die Befestigung meiner Anschauung, welche zum erstenmal ohne direkte Beeinflussung zur Geltung kommen konnte. Es war, als ob in diesen letzten Monaten die verschiedenen in mir fluktuierenden Elemente in Eins zusammengelassen wären, und ich nun wüßte, was ich konnte und wollte. In Clewano folgte ich dilettantisch ängstlich Schuchs Spuren, im folgenden Jahr in Bernried hatte ich schon mehr Selbstvertrauen gewonnen und alaunte es womöglich an Stedheit schon Gereifteren nach, oder gar vorzutun zu können. Nun stand ich mit den inzwischen gesammelten praktischen Erfahrungen zum erstenmal allein vor der Natur und suchte ihr mit aller Bescheidenheit etwas abzuverlangen, aber nicht abzuwingen und hatte dabei das beruhigende Gefühl, daß ich im Begriff stehe, ein Fundament zu legen, auf dem sich weiterbauen lasse. Daher blieb auch dieses Jahr und besonders der Aufenthalt in Kleinfassen als eine wichtige, ausschlaggebende Zeit, was man so Epoche nennt, in mir lebendig in troher, dankbarer Erinnerung und ich wundere mich, wie ich über dies alles nur so wenig und so nüchtern zu berichten weiß. Es läßt sich eben dem inneren Erleben nur am Rande des äußeren einigermaßen nachgehen, wie in einem Labyrinth.

Die Wälder standen schon längst in ihrem bunten Herbstkleid, als wir uns anblickten, den lieb gewordenen Ort und das Haus mit seinen lieben Menschen zu verlassen, aber nicht ohne Widerhaken, denn nach 25 Jahren kam ich wieder an den Platz meiner unendlichen Taten und Freuden, den ich freilich ebenso verändert

fand, als ich selbst war, aber doch immer so schön und anziehend, daß ich ihn 1904 nochmals mit dem Maler Hermann Klimesch (Frankfurt a. M.) heimsuchte und einige größere Bilder dort malte.

Während wir aber in jenem ersten Sommer uns an den Forellen, die Vater Schmidt so reichlich vom Fischen heimbrachte, gütlich taten, im Herbst wohl auch ein Schneepflügel (?) auf den Tisch kam, und, da es mit der Arbeit tüchtig vorwärts ging, wir meist guter Dinge waren, so hauste zur selben Zeit die Cholera recht übel in München, so daß wir für's erste zu den Unserigen heimzufahren gedachten, um den weiteren Verlauf der Epidemie abzuwarten. An einem trüben kalten Herbstmorgen, nachdem zum letzten und dann zum allerletzten Mal Abschied genommen war, mit Worten, Blick und Händedruck, rumpelten wir in einer geräumigen alten Kutsche samt unseren Koffern und Kisten nach Fulda an die Bahn, die uns mit der üblichen Geschwindigkeit an unsere Ziele brachte. — Da war ich nun wieder zu Haus und wußte nicht recht, was tun. Wer in schon vorgerückten Jahren den Beruf wechselt, ohne daß er durch Miskersola in dem zuerst ergriffenen dazu gezwungen war, ist immer in einer schwierigen Lage. Eltern und Freunde sahen ihn schon auf dem besten Weg zu einer gesicherten Existenz, die er nun einer ungewissen Zukunft geopfert hat. Bei allem Wohlwollen wird eine so leichtsinnige Handlungsweise doch mit einigem Schütteln des Kopfes betrachtet.

Meine Arbeiten des Sommers wurden nicht gerade un-freundlich aufgenommen, aber es seien doch bloß Studien, und es stand damals fest, daß Studien keine künstlerische Bedeutung zukommen könne; wohlverstanden: malerischen Studien. Die endlosen und ach! oft so langweiligen „Etüden“ für Klavier wurden und werden noch geübt und bewundert und ihre Bersertiger sind auf dem Weg zur Unterblüthe. Ich packte meine Sieben-sachen zusammen, da ich wieder nach München gehen wollte, wo die Cholera ja erloschen schien. Mein verständiger, wohlmeinender Vater warnte mich davor, in die iniizierte Stadt zurück-zufahren. Allein der Gedanke an die Freunde, das Atelier, die Lust, meine Studien zu zeigen und zu verwerthen, ließ mich auf dem unverständigen Vorsatz beharren. So glauben wir oft unseren Willen durchzusetzen, während uns doch ein dunkler Trieb auf seltsamen Wegen zu noch ganz unbekanntem Zielen leitet. Ich war noch nicht lange in München, als die Cholera trotz der zunehmenden Kälte mehr und mehr Opfer forderte und den Aufenthalt von Tag zu Tag unbehaaglicher machte. Die Freunde, vorsichtiger wie ich, waren nach dem Sommer gar nicht nach München zurückgekehrt, Trübner mit Schuch nach Italien gefahren, so überwand ich die natürliche Ehen vor der Kapitulation, packte das Nötigste zusammen und fuhr zu Weihnachten zu meinen Eltern. Kein Wunder, daß mich mein Vater kopfschüttelnd empfing, denn da er mir vorher abgeraten hatte, unter so bedenklichen Umständen nach München zu gehen, so hätte er es auch für richtig gehalten, daß ich unter allen Umständen dort geblieben wäre, wie er selbst es auch in meinem Falle sicher getan hätte. Obwohl er es mich nicht weiter fühlen ließ, so lag es doch wie ein Druck auf mir und ein recht erfreuliches Verhältnis wollte sich auch infolge meines Berufswechsels zwischen uns nicht gestalten. Als ich daher einige kleinere Arbeiten für meinen ehemaligen in Weinheim wohnenden Schulfreund Rudolf Rüdiger ab-geliefert hatte, so litt es mich nicht mehr zu Hause. Wie es ja Mütter immer tun, so griff hier auch die meinige vermittelnd ein und es wurde eine zweite italienische Reise ins Werk gesetzt. Da auch Freund Hans Thoma sich zur selben Zeit mit demselben Gedanken trug, wurden wir bald einig, den Flug nach dem Süden gemeinsam zu unternehmen. Er kam im Januar nach Karlsruhe und bei dieser Gelegenheit verabredeten wir, daß wir uns i. H. in Basel treffen wollten. Der getreue Heinrich, den ich benach-richtigte, wollte nicht zurückbleiben, und Ludwiga Dill, den ich schon in München hatte kennen lernen, schloß sich ebenfalls an.

Heinrich Bierordt / Georg / Eine Jugendfreundschaft

Wir wohnten gleichzeitig in einem alten, romantischen Städt-lein; ich mitten im Ort, er in einem der letzten Häuser etwas außerhalb, an einem hübschen Klüßchen, das fast alljährlich mit Ueberschwemmungen viel Unheil anrichtete. Es war ein spitz-niebeliges, einstädtiges Bauwerklein mit hohem Speicheranfaß.

Wir besuchten die Gelehrtenschule des romantischen Städt-chens, aber nicht als Schüler derselben Klasse. Georg war zwar fast ein halbes Jahr jünger als ich, aber trotzdem ganze zwei Klassen über mir. Das kam daher, weil meine Lehrer, zumal die Mathematik- und Rechenmeister unter ihnen, eine solche Vor-liebe für mich hegte, daß sie sich am Ende des Schuljahres nicht um die Welt von mir trennen zu können und mich noch ein weite-res Jahr bei sich behalten zu wollen, erklärten. Solche rührende Anhänglichkeit und Treue hat etwas Heberwältigendes, und ich hatte das Glück genossen, wiederholt solche Gönner zu besitzen, die mich am Schlafittich packten und nicht um alles losließen. Immer ist eine solche Jugend natürlich nicht am Platze.

Junge Leute zu zwingen, mit noch jüngeren Menschen, als sie selber sind, und nicht mit gleichaltrigen Burischen zusammen-zusitzen und zu verkehren, gehört, wie man jetzt, sogar nach und nach in der Schule zu Verstande kommend, allmählich einsehst, zu den größten Verbrechen, die man der Jugend antun kann. Dies dürften sich alle „Schulmeister“, die, zuweilen leichtfertigen

Herzens, ihre Schüler wegen einer oder zwei mißgünstigen Noten „sitzen lassen“, hinter das Ohr schreiben.

Auf dem Schulhof der Gelehrtenschule jenes romantischen Städtchens lernten wir uns kennen, und da Siebzehn- bis Ach-zehnjährige sich schnell als Freunde zusammenschließen, so ward auch unser Bund in Eile geschlossen.

Bald hielt ich jeden Tag für verloren, an dem ich Georg nicht sehen und sprechen konnte. In schulfreien Nachmittagen durchschweiften wir die wunderbar schöne Umgegend des Städt-leins, lagerten uns im Waldesgrün, wo ich ihm meine ersten, damals entstehenden Gedichte, sogar einmal ein Römerdrama — „Geta und Caracalla“ — und eines aus der Geschichte des aus-gehenden, deutschen Mittelalters — „Grumbach“ — begeistert vor-trug, oder wir schwammen zusammen in dem schönen Ströme, der jenes Städtchen bespült und eines der herrlichsten deutschen Bade-gewässer ist.

Eine besondere Freude war es mir, wenn ich an Sonntag-nachmittagen ins Elternhaus meines Freundes kommen durfte. Georgs Vater war Dorfpfarrer in einem auf einsamer Hochebene gelegenen Bergorte, hoch über dem romantischen Städtchen ge-legen. Man stieg hinter dem Städtchen eine steile Fahrstraße hinan, genoß eines wundervollen Rückblicks nach einem prächtigen Bergschloß in Pyramiden, das Stadt und Landschaft krönte; kam

an einem einsamen Weiber vorbei, der mit düstern, hohen Pappeln umstanden war, und woran ich mich zuweilen träumend ins Schilfabüsch niederlegte und mir allerhand Schauerballaden durch die Seele gehen ließ, und erreichte das Heimatsdorf meines Freundes, das wir Feuchtig heißen wollen, über die Hochebene gemächlich schlendernd, in einem weiteren Stündchen vielleicht.

Ja, dort oben auf ragender Bergeshöhe, an jenem einsamen Weiber, da war oft eine so große, menschenferne, weltverlorene Stille, daß man dort auch, wie einmal einer so schön gesagt hat, die Türen im Himmel aufschlagen hören konnte.

Georgs Eltern waren der hagere, hochwüchsig-pappelschlanze Pfarrherr, der jedes seiner Worte mit weisem Bedacht sprach, eine leidenschaftliche Verehrung für Bismarck hegte, wie sie mit Recht damals allgemein war, und der als wahrhaft ehrwürdiger Vertreter seines Berufes in der Gemeinde sehr beliebt und geachtet war. Er, in seiner aufrechten, gelassenen Ruhe, war durchaus das Gegenstück seiner Gattin, die klein, dick und rundlich, unendlich bewealich, in ihrer etwas breitweichen Bergsträßer Mundart von ihrem Sohne Georg niemals anders, als von ihrem „Georch“ sprach. Sie war das Urbild einer protestantischen Pfarrfrau, einer mit Liebe Blumen und Garten pflegenden, gärtlich lebenswürdigen und liebenswerten Hausmutter. Ich habe mich immer sehr wohl und glücklich bei den Beiden gefühlt und gedente ihrer bewegten Herzen.

Georg war eine in jugendlicher Schönheit erblühende, hoch, ja stolz gewachsene Erscheinung; er hatte fast etwas Apollisches in seinem Aussehen und etwas Sieghaftes in seinem Auftreten. Ich hatte zwar nicht die Ehre, den Herrn Gott Apollo persönlich zu kennen, sondern vermag nur, nach Büsten und Standbildern zu urteilen, aber mein Freund war männlich geprägt im Antlitz und hatte nicht das etwas Weiche, fast Weibliche im Gesichtsausdruck wie der Hellenengott. Die Farbenfrische seines Gesichtes anzusehen war ein Genuß, und manche, denen sein Wesen ausfiel, mochten auf der Straße bewundernd nach ihm sich umdrehen. Seine Stimme besaß einen angenehmen Wohlklang mit etwas metallischer Beimengung. Er war durchaus Herrenmensch, hatte zuweilen auch etwas Herrisches, Selbstüberzeugtes, in der eigenen Kraft Ruhendes, vielleicht sogar etwas Unduldfames in seinem Wesen. Ich glaubte von Anfang, ihn zu großen, ungewöhnlichen Dingen berufen.

Georg hatte schon ein Jahr vor mir die Schule des romantischen Städtchens verlassen und war nach Karlsruhe übergesiedelt, um seine „Studien“ als künftiger Landvermesser zu machen. Er war ein großer Mathematiker, und es wäre mir viel Schulleier erspart geblieben, wenn ich nur halbwegs ein ebensolcher gewesen wäre. Aber Begabungen sind nicht durch allen Fleiß zu erzwingen. Einen Nichtmathematiker zur Mathematik zwingen zu wollen, ist genau so vernünftig und so menschlich, als wenn man einen Mathematiklehrer zwingen wollte, Dramen und Epen zu dichten. . . . Georg war sogar ein so bedeutender Mathematiker, daß er im Laufe der nächstkommenden Zeiten mathematische Preisaufgaben spielend löste! Er hatte eine geradezu „geniale“ Begabung für alles im Gebiete des Technischen und Mathematischen, war zudem ein feuriger Geist, eine leidenschaftliche Seele — Eigenschaften, die nicht immer mit der Mathematikbeachtung vereinigt sein sollen.

Meine Eltern hatten ihn aufs gärtfreieste in ihrem, von großer Geselligkeit belebten Heim empfangen; meine Mutter, die für meine Freunde sämtlich eine rührende Zuneigung empfand, konnte ihnen jedes Opfer bringen, zumal Freunde bereiten ihre Hauptlebensfreude selber war. Täglich wären sie ihr an ihrem Tische willkommen gewesen.

Ein Jahr nach Georgs fehrte ich selber nach Karlsruhe ins Vaterhaus zurück und freute mich ganz wesentlich um meines Freundes willen dieser Heimkehr, dachte ich doch, wie natürlich, wenn auch nicht täglich, bei den größeren Entfernungen als in der romantischen Kleinstadt, so doch häufig wieder mit ihm zusammen zu sein.

Aber, siehe da: es schien doch eine innere Wandlung eingetreten. Ich hatte noch zwei weitere Schuljahre abzuhängen, und bei Georgs immer hochfahrender werdendem Wesen, wäre es wohl für einen Polytechniker — wie man damals sagte — also einen Studenten, unter der Würde gewesen, herabzusteigen und mit einem schlechten Gymnasialisten zu verkehren. Vielleicht tue ich ihm unrecht, aber ich hegte zuweilen dieses Gefühl, und das Gefühl fühlt meist ganz das Richtige.

Trotz des Entgegenkommens meiner Eltern, die ihn unablässig zu Tisch und Tanz luden, trotzdem ich ohne Unterlaß mit einer an Schwärmerei grenzenden, schier abgöttischen Bewunderung und Liebe an ihm hing, die er lange nicht so verdiente, als wie der Dritte in unserer Genossenschaft, und die ich ihm mit unverminderter Wärme entgegenbrachte, fühlte ich, wie Georgs freundschaftliche Gefühle für mich erkalteten. Immer seltener wurden seine Besuche, ja, es schien mir heinabe, als suchte er einen Anlaß, mit mir zu brechen. Ich hegte von Tag zu Tag mehr die Empfindung, als scheute er sich, die Schwelle meines Elternhauses zu überschreiten, und da fernere Gastfreundschaft zu genießen.

Und dieser Anlaß, der offenbar von ihm gesucht wurde, sollte sich denn auch bald finden; wer Krieg will, findet rasch einen Grund, ihn vom Baune zu reißen.

Nur wenige Monate nach meiner Heimkehr „aus der Fremde“, an einem klaren Jännertage von 1875, trat Georg mit seinem weltanspareisenden Siegerschritt in mein gemütliches, wenn auch sonnenloses Nordzimmer im Elternhaus, und wir unterhielten uns wie in den besten Zeiten von einst.

Ich las ihm, nach unserer Gepflogenheit aus dem fernen, romantischen Städtchen, ein neues, soeben entstandenes Gedicht in Romanzenform vor; es hieß „Ebel und Leo“ und schilderte den durch Sage und Geschichte bekannten Vorgang zwischen Papst Leo und Hunnenkönig Attila, wie der geistliche den weltlichen Weltgebieter mit Erfolg beschwört, von der Verwüstung der heiligen Stadt Rom abzusehen und mit seinen unzählbaren Scharen wieder nordwärts abzuziehen.

In dieser kleinen, unendlich anspruchslosen Dichtung kommen nun zwei Verszeilen vor, die lauteten:

„Denn noch keinem ward beschieden, daß er freile ungerochen,
Daß er aus dem Leben scheide, eh' gebüßt, was er verbrochen!“

Mitten in der Lesung unterbrach mein Freund mich mit den Worten:

„Ungerochen kann man nicht sagen!“

Ich gestattete mir mit den geduldigsten Worten von der Welt, daß man allerdings in der dichterischen Sprache des Deutschen durchaus die Form „ungerochen“ statt „ungerächt“ brauchen könne.

Da funkelten Georgs Augen, seine Stimme hob sich zu einem wahren Gebrüll, sein Fuß stampfte in plötzlich aufrauschendem Borne, und er schrie nochmals:

„Nein, das kann man nicht sagen!“

Voll schäumender Wut wandte er sich um, klinkte unwirsch die Tür auf, eilte spornstreichs und abschiedsvergessen aus Zimmer und Haus — und war für ewig, sage, für ewig verschwunden. . . .

Wohi sah ich ihn in den nächsten Zeiten manchmal von fern auf den Straßen, aber, sobald er meiner ansichtig wurde, bog er wieder schnell um die nächste Ecke und wich offensichtlich jeder Begegnung und weiteren Aussprache mit mir aus. Der Vorgang war mir und ist mir fast sechs Jahrzehnte bislang ein ungelöstes, dichtverschleierte Rätsel geblieben. . . .

Dieses Erlebnis ungeachtet, war mein Verkehr mit Georgs Eltern keineswegs erloschen. Kam ich alle Jubeljahre wieder einmal in das romantische Städtchen, ließ ich mir die Mühe niemals verdrießen, die steile Steige nach Feuchtig hinaufzusteigen. Beide Eltern waren sehr ungehalten über das unverständliche Benehmen ihres Sohnes, zumal die Mutter erklärte jedesmal: sie könne „ihren Georch“ nicht begreifen. Sie war gerührt über Briefe von mir, die sie nach seiner Abfahrt in die Neue Welt vorgeschunden hatte. Der Vater, der einmal gerade von einer Huldigungsfahrt zu Bismarck nach Riffingen zurückgekehrt war, berichtete: es sei ihm dort fast über den Rücken gelaufen, als er sich Aug in Aug der Weltgeschichte gegenüber befunden habe. . . .

Georg hatte längst inzwischen seine Prüfungen mit Glanz abgelegt, hatte noch verschiedene Preise für gelöste Preisaufgaben sich erobert und sich ein Weib genommen.

Nun war er zwar ein überragender, theoretischer Mathematiker, aber das „praktische“ Rechnen, fürs gewöhnliche, tägliche Leben schien ihm weniger zu liegen. Es ging ein dunkles Gerücht, das besagte, daß er mit einem kleinen, von seiner Frau in die Ehe gebrachten Vermögen — ich weiß noch die Summe, von der man munkelte — in der Frist des ersten Ehejahres fertig geworden sei. Großartig war er immer veranlagt ohne kleinliche Kleinbürgerzüge. . . .

In die Fessel des Staatsjoches konnte und wollte sich ein so gearteter Mann nicht zwingen lassen, für ihn gab es nur das Eine: hinaus in die Neue Welt, hinaus übers Meer! Er brauchte völlige Ellenbogenfreiheit, für ihn war die Heimat, war Deutschland, war unser Erdteil zu enge, sein Feuergeist mußte sich in der Zaum- und Zügellosigkeit der Pampas, der Savannen, der Urwälder ausleben, austoben!

Er fuhr mit Weib und einem neugeborenen Kinde nach Brasilien. Weib und Kind seien aber dort, so hörte ich, bald gestorben. Ach, das alles ist über ein halbes Jahrhundert her. Wie er dort weiter sein Leben gestaltet hat, entzieht sich völlig meiner Kenntnis. Meines Wissens ist er niemals wieder, selbst nicht zu kurzem Gastaufenthalte, nach Europa zurückgekehrt. —

Bei einem Besuch in Feuchtig, der auch schon über vierzig Jahre zurückliegt, las mir seine Mutter aus einem seiner sehr seltenen Schreiben aus Südamerika eine wundervolle Schilderung vor:

„Georch“ sprengte hoch zu Ross — dies war das Richtige für ihn — durch den Urwald hinaus zu den Klüften der Cordilleren: da zügelte er, zurückprallend, den Gaul und hielt, gebannt von einem hinreißenden Anblick, still — in der weiten Ferne glänzte die silbergespiegelte, unendliche Fläche des Großen oder Stillen Ozeans tief unten zu seinen Füßen. . . .

Nach dem Heimgange der Mutter Georgs amte der Vater noch etliche Jahre zu Feuchtig in dem stillen Hochdorf, zog dann, zur Ruhe gesetzt, von seiner Bergeshöhe herab in das romantische Städtchen und reichte sogar noch, fast schon ein Achtziger, seiner Hausdame, die sein Alter und seine Verlassenheit sorglich betreute, die Hand zu neuem Ehebunde. Beide deckt schon längst das Grab.

Georg hatte noch drei Brüder, von denen zwei, gleich ihm, ihr Glück in der Neuen Welt gesucht haben. Er hat seine Eltern, seine Heimat nie wieder gesehen. Doch! er dieser Heimat, so geschah es vermutlich mit Gedanken des Grauens vor ihrer Engigkeit und Kleinheit. Und so blieb er eben für ewig drüben. Ich denke seiner ohne den leisesten Groll, ohne die geringste Bitternis, vielleicht mit einem Anhauche leiser Wehmut. . . .

Er soll, wie ich durch Zufall unlängst erfuhr, in Brasilien gestorben sein; doch konnte ich den Zeitpunkt seines Todes leider nicht ermitteln. . . .